

S „Wandel der Arbeit“

Nicole Lau

Dozent: Prof. Ernst-H. Hoff

WS 2006/07

Ausarbeitung vom 31.10.2006 zu:

Johann Welsch: „Die Zukunft der Arbeitsgesellschaft. Ein Blick zurück von Morgen.“

In: *WSI Mitteilungen*, 53 (10), 2000, 629 – 638.

Johann Welsch liefert in seinem Beitrag „Die Zukunft der Arbeitsgesellschaft. Ein Blick zurück von Morgen“ eine positive Zukunftsvision zum Bild der Arbeitsgesellschaft im Jahr 2030. Der Artikel erschien im Jahr 2000, zwei Jahre nach dem fundamentalen Regierungswechsel zu Rot-Grün. Die gab dem Autor den Anlass, über eine grundlegende Umstrukturierung der Arbeitsgesellschaft zu phantasieren, wie sie 30 Jahre später möglich wäre. Mittlerweile sind sieben Jahre vergangen, und neben der rot-grünen Regierung haben sich auch andere politische Phänomene, auf die Johann Welsch seine Vision aufgebaut hatte, aufgelöst. Das wichtigste Beispiel ist das „Bündnis für Arbeit“. Deshalb wirft der Artikel im Laufe der Zeit immer mehr Zweifel an seiner Plausibilität auf. Welsch betont zwar bewusst, dass es sich lediglich um ein Phantasiekonstrukt handelt und erhebt damit nicht den Anspruch auf umsetzbare Lösungsvorschläge. Dennoch unterstreicht er, dass er durchaus den Sinn in einer positiven Utopie sieht, Möglichkeiten aufzuzeigen, über die auf Grund der akuten Lage niemand ernsthaft wagt nachzudenken, die er aber für realistisch hält. Auf den ersten Blick scheinen Welschs Vorschläge logisch, vor allem weil er sie mit begeistertem Optimismus schildert. Genauer betrachtet gibt es aber Unklarheiten und Lücken, die er in seiner Argumentation nicht bedacht hat und im Folgenden aufgezeigt werden sollen.

Einleitend beschreibt John Welsch die Arbeitsgesellschaft im Jahr 2000 und schildert die für ihn grundlegendsten Probleme. Er führt die Begriffe „Arbeit“ und „Wohlstand“ ein, welche die wesentlichen Bestandteile der Struktur der modernen Industriegesellschaft sind. Hier integriert er seinen ersten Kritikpunkt hinsichtlich des Verständnisses von Arbeit. Auf Grund des Zwangs, den persönlichen Grundbedarf zu decken und darauf materiellen und persönlichen Wohlstand zu erlangen, also Kon-

sumbedürfnisse zu befriedigen, wird Arbeit zu erzwungenem und fremdbestimmten Tun, zu entfremdeter Erwerbsarbeit. Hier vernachlässigt Welsch die Widersprüche, welche die heutige Arbeitsgesellschaft prägen. Er beschreibt die Welt sehr einseitig. Natürlich mag Erwerbsarbeit für einige lediglich eine Notwendigkeit sein. Für andere ist sie aber auch das höchste Vergnügen und eine erfüllende Aufgabe im Leben.

Welschs weitere Betrachtungen sind allesamt einseitig. Er sieht schildert fast ausschließlich positive Veränderungen, die seine Methoden mit sich bringen würden, vernachlässigt aber, dass es fast immer auch negative Seiten gibt. Die Befürchtungen, dass der Gesellschaft die Arbeit ausgeht, auch als Folge des technischen Fortschritts, teilt Welsch nicht. Er argumentiert, dass technischer Fortschritt den gesellschaftlichen Fortschritt fördert, in Form von Arbeitszeitverkürzungen und damit erhöhter Lebensqualität. Mehr freie Zeit bedeutet aber auch mehr Zeit für unbezahlte Arbeit. Die technischen Entwicklungen können auch für zerstörerische Zwecke genutzt werden.

Da Arbeit schon immer einen hohen Stellenwert im Handeln und Denken der Menschen hatte, sieht Welsch genau dort den Ansatzpunkt für eine positive Entwicklung der Arbeitsgesellschaft. Alle politischen Maßnahmen würden erst wirksam werden, wenn es zu einer Neukonstituierung der Arbeitsgesellschaft kommt. Der Zusammenhang und die Bedeutung von Arbeit und Leben müssten neu gestaltet werden.

Welsch sieht den Ausgangspunkt also in einer grundlegenden Änderung der Einstellung zur Arbeit. Die Begriffe Arbeitslosigkeit und Vollbeschäftigung würden dann verschwinden, wenn nicht mehr nur bezahlte Erwerbsarbeit als gesellschaftlich wertvoll geschätzt werden würde, sondern wenn jede Art von Arbeit als gleich nützlich anerkannt wird. Menschen ohne Vollzeit-Erwerbsarbeit würden sich dann nicht mehr als Versager fühlen. Auf diesen zentralen Punkt des Bewusstseinswandels baut Welsch seine komplette Argumentation auf. Dies ist die reinste Utopie und es gibt keine Fakten und Vorschläge, wie solch ein Wandel vollzogen werden könnte. Deshalb sind alle darauf begründeten Lösungsvorschläge nicht durchführbar.

Das zweite entscheidende Manko, welches Welsch nicht bedacht hat, ist die fortgeschrittene und fortschreitende Globalisierung. Zwar geht er an einigen Stellen darauf ein, dass die Wirtschaft auch global konkurrenzfähig bleiben sollte, bei den meisten Punkten aber blendet er die Tatsache aus, dass die deutsche Gesellschaft nicht der Weltmittelpunkt ist. Er bezieht sein Gesamtkonzept nur auf Deutschland. Es

müsste jedoch global angewendet werden, was seine Vorstellung des Wertewandels noch absurder erscheinen lässt.

In seinem Vorschlag die Wirtschaft zu ökologisieren, schneidet Welsch den Aspekt des globalen Wettbewerbs an. In der neuen Arbeitsgesellschaft sieht er den industriellen Sektor schwinden und den Ausbau des Dienstleistungssektors. Damit sollen gleich zwei Probleme gelöst werden: er erhofft sich Millionen neue Erwerbsarbeitsplätze und die Regeneration der Umwelt. Industriegüter sollen hauptsächlich noch vermietet werden und somit mehr Bedarf im Bereich Kundenberatung schaffen. Durch längere Produktionszyklen könnte Abfall reduziert werden. Ökologisches Wirtschaften brächte somit nicht nur der Umwelt Vorteile, sondern auch auf Unternehmer- und Verbraucherseite Kostenersparnis. Fraglich ist jedoch, wieso nach Welschs Auffassung damit auch die Konkurrenzfähigkeit gegenüber dem Ausland gesteigert werden könnte. Der Autor hat außerdem die optimistische Vorstellung, dass mit einem Aufschwung der Wirtschaft auch die Humandienstleistungen ausgebaut werden und bislang unbezahlt verrichtete Tätigkeiten, vor allem von Frauen, entlohnt werden könnten. Hier zeigt sich Welschs Illusion vom Natur aus guten Menschen. Welsch setzt voraus, dass Reichtümer bereitwillig geteilt werden. Dazu müssten Neid und Egoismus jedoch verschwinden, was einfach nicht möglich ist.

Den guten Menschen setzt er auch bei seinen Vorschlägen für neue Unternehmens- und Arbeitsformen voraus. In den neuen Mikrounternehmen, die die Großunternehmen aus der Wirtschaft verdrängen sollen, soll es keine strengen Hierarchien mehr geben. Die Verantwortung für jeden Arbeitnehmer würde so wachsen. Außerdem schlägt Welsch vor, dass sich die Entlohnung nicht mehr nach der Arbeitszeit richten soll, sondern nach Ergebnissen. Hier fehlen allerdings Kriterien, die diese Art der Entlohnung vergleichbar machen. Somit fehlt für solch einen Schritt die Gerechtigkeit. Selbst wenn es weitgehend nur noch ähnliche Arten von Arbeit gäbe, nach Welschs Auffassung Marketing-, Koordinations- und Informationsaufgaben, ist jede doch unterschiedlich schwierig und in unterschiedlicher Zeit zu bewältigen.

Mikrounternehmen sollen außerdem gewährleisten, dass Informations- und Telearbeit die neuen vorherrschenden Formen der Erwerbsarbeit werden. Der technische Fortschritt ermöglicht nicht nur die Verbesserung der Kommunikationsmöglichkeiten. Durch den Einsatz von Maschinen soll auch die industrielle Arbeit so weit es geht verschwinden. Die Angst vor sozialer Isolation versucht Welsch zu bannen, indem er meint, dass der Arbeitsplatz nicht mehr ausschlaggebend für soziale Kon-

takte sein soll. Vielmehr würden die Menschen in den Genuss der freien Arbeitsortswahl kommen. Allerdings macht Welsch nicht klar, inwieweit sich die industrielle Arbeit tatsächlich einschränken lässt, und ob dies überhaupt ein weit verbreiteter Wunsch ist. Hier unterstellt er der heterogenen Gesellschaft und homogene Bedürfnisse.

Bezüglich der Isolationsbefürchtungen bei Telearbeit argumentiert Welsch weiter, dass diese Form der Erwerbsarbeit nicht mehr den vollen Tag ausfüllen soll. In den Menschen soll der Wunsch nach mehr Freizeit geweckt werden. Die Verfügung über die eigene Zeit ist ein wesentliches Element von Wohlstand. Es soll der Gedanke entstehen, dass kürzere Arbeitszeiten zum Wohlstand beitragen. Für die Tatsache, dass sich Wohlstand nur erreichen lässt, wenn man über mehr als lediglich eine finanzielle Grundlage verfügt, was bezahlte Erwerbsarbeit voraussetzt, bietet Welsch aber nur eine halbe Lösung an. Er sieht wohl ein, dass freiwillige Arbeitszeitverkürzungen nur stattfinden, wenn die materiellen und rechtlichen Grundlagen verbessert werden. Konkrete Maßnahmen dafür kann er nicht beschreiben. Hier macht er es sich einfach und gibt offen zu, dass er keine Lösung für einen Einkommensausgleich hat. Ein weiteres Problem käme in Bezug auf ungetane Arbeit hinzu. Das betrifft vor allem soziale Arbeit, die nicht erkannt wird oder für die sich niemand verantwortlich fühlt.

Ein drittes Problem, welches Welsch im Zusammenhang mit Arbeitszeitverkürzung sieht, ist der zunehmende Mangel an qualifizierten Arbeitskräften. Deshalb hält Welsch den Bildungs- und Ausbildungsektor, und die damit verbundene Schaffung von hochqualifizierten Arbeitskräften, für ein weiteres wichtiges Standbein zum Aufbau einer neuen Arbeitsgesellschaft. Um die Einstellung zur Arbeit zu ändern müsste auch die Einstellung zum Lernen geändert werden. Welsch appelliert an die natürliche „Bildungssucht“, die im menschlichen Wesen schlummert und schon im Kindesalter geweckt und gefördert werden sollte. Er setzt kindliche Neugier mit Wissensdurst gleich und unterstellt hier wiederum allen Menschen den gleichen strebsamen Charakter. An diesem Punkt liefert der Autor präzise Vorschläge und offenbart seine Leidenschaft für Bildung als höchstes Gut. Doch er vergisst, dass jeder Mensch unterschiedliche Interessen und Leidenschaften hat und zum Beispiel handwerklich begabte Leute nicht ihre größte Erfüllung in Studienforen für multimediale Kunst finden. Wenn er außerdem Bildung und das lebenslange Lernen zum wichtigsten Kriterium für eine erfolgreiche Erwerbslaufbahn macht, verschärft er das Konkurrenzdenken

untereinander und stellt den Einzelnen nicht mehr vor die Wahl, ob er sich Bildung und Fortbildung eineignen möchte. Welsch ignoriert wieder das Paradox, dass gleichzeitig der Wunsch und der gesellschaftliche Zwang zum Lernen nebeneinander existieren.

Welsch legt den Bildungssektor als Haupttätigkeitsfeld für die Freizeit in der neuen Arbeitsgesellschaft fest. Fraglich ist nur, ob es überhaupt noch genügend Freizeit gibt. Denn er stellt sich drei Arbeitsformen vor, die das Leben der Menschen ausfüllen sollen: die bezahlte Erwerbsarbeit, die marktmäßig orientiert ist, soll in Zukunft nur noch zur Sicherheit der Existenzgrundlage dienen. Einen Zusatzverdienst soll gemeinnützige Arbeit liefern, vor allem in Humandienstleistungen, aber auch zu Hause. Ehrenamtliche Dienstleistungen und die Pflege von Kindern, Familienangehörigen und Nachbarn sollte mit einem Grundeinkommen entlohnt werden und die Menschen vom Nichtstun abhalten. Die dritte Arbeitswelt ist die Eigenarbeit, bei der die Menschen Geld für Dienstleistungen sparen können. Solche Tätigkeiten reichen von Homebanking über Möbel- und Fahrzeugbau bis zum Basteln von Kinderspielzeug. Die Liste kann endlich verlängert werden. Doch bei dieser Vision ist nicht nur fraglich, ob man dann tatsächlich noch von Freizeitbeschäftigung sprechen kann, sondern die Tatsache, dass damit auch wieder anderen die Arbeitsplätze genommen werden.

Mit seinem Vorschlag für ein Zusammenspiel der drei Arbeitswelten unterstellt Welsch das Verschwinden des Normalarbeitsverhältnisses. Da dieses von Teilzeit- und Telearbeit abgelöst wird, muss es auch zu einer Umstrukturierung des Sozialversicherungssystems kommen. Sozialleistungen sind bisher an das Normalarbeitsverhältnis gekoppelt. Ist dieses nicht mehr dominant, müssen für die neuen Arbeitsformen neue Bedingungen geschaffen werden. Das könnten Rückkehrrechte und Gleichstellungsrechte mit Vollzeit-Erwerbsarbeitskräften sein. Werden diese Arbeitsformen wegen familiärer und gesellschaftlich nützlicher Notwendigkeiten gewählt, sollten sie auch mit Sozialleistungen honoriert werden. Welsch hat jedoch nicht bedacht, dass es keine Kontrolle für die Gründe zur Wahl von Teilzeit- oder Heimarbeit gibt. Wahrscheinlich setzt er wiederum sein gutes Menschenbild voraus und glaubt nicht, dass die freie Wahl auch zum Nichtstun ausgenutzt werden könnte.

Die Sozialleistungen, die neuen bezahlten Arbeitsformen, der Ausbau des Bildungssystems und die Umstrukturierung der Unternehmen müssen natürlich auch finanziert werden. Eine Geldquelle hat Welsch bereits mit der Ökologisierung der

Wirtschaft benannt. Deswegen betont er nochmals, dass die Voraussetzung für Innovationen im Ökobereich Investitionen in den Bildungssektor sind. Er setzt dabei abermals auf die Großzügigkeit und den guten Willen, die Nächstenliebe der Unternehmen, übersieht dabei aber den internationalen und globalen Konkurrenzdruck einer kapitalistischen Marktwirtschaft. Für das gesellschaftliche Wohl sollen Firmen auf einen Teil ihres Gewinns verzichten und in einen Umbau investieren, wovon sie vielleicht nicht mehr profitieren. Außerdem soll mit dem Geld der Unternehmen die Humandienstleistungen finanziert werden. Es muss angezweifelt werden, dass sich in kapitalistischen Unternehmerköpfen diese neuen Wertvorstellungen verbreiten können.

Johann Welschs Utopie ist durchweg positiv und damit einseitig. Er sieht in allen Gegebenheiten eine Chance. Leider hat er für mögliche negative Folgen, wie für den fehlenden Lohnausgleich bei Arbeitszeitverkürzungen, selbst keine Lösung. Bei jedem von Welschs Vorschlägen fehlt grundsätzlich der Blick über die deutschen Grenzen hinaus. Die fortschreitende Globalisierung hat er ignoriert. Seine Änderungen müssten weltweit umgesetzt werden, was seine Utopie noch phantastischer erscheinen lässt. Seine Vision einer neuen Arbeitsgesellschaft mag für manchen bestimmt eine Idealvorstellung sein. Was sich eventuell jeder wünscht ist Freiheit im Handeln, ohne negative Konsequenzen. Hierfür bietet Welsch indirekt und vielleicht unbewusst eine realistische Lösung für einen Anfang: Man sollte das Beste aus der gegebenen Situation machen, nicht tatenlos klagen und vor allem optimistisch in die Zukunft blicken.